

*Für Stefan*

Dieses Buch ist

für dich

für mich

für jetzt

für später

*And if the skyscrapers tumble down and crash around*

*We just gotta get out, we just gotta get out*

5 Seconds of Summer

1

Heute sind wir endlich wieder zum Flohmarkt gefahren. Mama summt vor sich hin, irgendetwas Brasilianisches oder Mexikanisches, du kennst sie ja. Wir schlendern an bunten Plastikautos, Legoflugzeugen, Barbiepuppen und Stofftieren vorbei.

Heute ist ein guter Tag. Der beste seit Monaten.

Mamas Locken wippen im Takt, ihr Schritt ist flott und federleicht. Am Morgen hat sie sich geschminkt und den fliederfarbenen Wollrock hervorgekramt. Danach ist sie in ihre magentafarbenen Stiefel geschlüpft – jene Dinger, von denen du mal behauptet hast, dass sie in deinen Augen wehtun. Sogar die Nägel hat sie sich lackiert. Als hätte jemand die Zeit zurückgedreht. Als wäre es plötzlich wieder das Normalste, die Nägel zu lackieren, magentafarbene Stiefel zu tragen und flotte Sambamelodien zu trällern.

Wir ziehen den Bauch ein, die Schultern und den Po, machen uns flach und schieben uns an einer Familie mit drei Kindern, Laufrad und Tretroller vorbei. Die Luft riecht nach faulem Herbstlaub, Ketchup und Würstchen. Mir geht es so gut wie schon lange nicht mehr. Sogar der Zottelkötter, der in meinem Magen wohnt, ist heute weg. Auf dem Weg zur Schnellbahnstation ist er einfach aus mir rausgehüpft, über die Wiese gesprungen und im Gebüsch verschwunden. Ich glaube, er mag keine Flohmärkte. Der Kötter fährt nun mal auf Tränen ab, und die kriegt er hier nicht.

Wir schlendern an einer Kleiderstange mit ausgemusterten Faschingskostümen vorbei. Ein kleiner Junge bettelt um das Spidermankostüm, »bitte, bitte, bitte!«, schreit er und sieht seine Mutter so lange aus großen, blauen Kulleraugen an.

In ein paar Tagen ist Halloween. Bald wird der Nebel über unserer Stadt hängen und alles mit seinem milchig-weißen Dunst einhüllen. Heute aber ist es ungewöhnlich sonnig und warm, fast wie im Sommer.

Ich schlüpfte aus meinem Hoodie und binde ihn um den Bauch. Auch Mama hat ihre Jacke ausgezogen. Sie trägt das gelbe Langarmshirt mit der Katze vorne drauf. Ihr Körper verströmt einen Duft wie ein Strauß frisch gepflückter Maiglöckchen. Ich ziehe ihr Parfum tief in meine Bronchien und lege den Kopf in den Nacken. Der Himmel trägt ein sattes Blau, darin steht ein einzelnes Schaf und glotzt doof zu uns runter.

»Schau mal das fette Schaf dort oben!«, sage ich und steche mit dem Zeigefinger in die Luft. »Das sieht genauso aus wie in dem Bilderbuch, das ich mal hatte, findest du nicht?«

Das haben wir früher oft gemacht. Du, Mama und ich. Wir haben einander die Wolken gezeigt und verraten, was wir sehen.

Mama folgt meinem Blick. Das Wolkenschaf hat ein Lochauge und einen sichelmondförmigen Lachmund.

»Mä-äh!«, blökt sie, dann beschleunigt sie ihren Schritt und steuert einen Tisch mit altem Geschirr an, wo sie ihren Blick über die Kristallgläser und Porzellanteller wandern lässt, bis er schließlich an einer Tasse mit blauen Blümchen und wellenförmigem Goldrand kleben bleibt. Sie hebt die Tasse hoch und dreht sie ein paar Mal in ihren Händen. Ihre Fingernägel leuchten zwischen den Vergissmeinnicht wie Rosenknospen in einem verwilderten Garten.

»Ist die nicht wunderschön?«

*Wunderwunderschön*, denke ich. Genau wie Mamas Lächeln. Dennoch sage ich nichts, sondern nicke nur stumm und sehe sie von der Seite her an: die feinen Härchen auf ihren Wangen, den Silberohrring mit dem eingefassten Bernstein, der zwischen ihren haselnussbraunen Locken hervor blinzelt, die feinen Fältchen in ihren Augenwinkeln, in denen heute blauer Lidschatten glitzert.

*Wunderwunderschön*, singt es in meinem Kopf.

Das findet auch der Verkäufer, der jetzt zu uns tritt. Seine Pupillen verhaken sich in Mamas Sommersprossen. Mit der Glatze und dem Schnurrbart, der ihm seitlich beinahe bis zum Kinn reicht, erinnert er mich an ein Walross aus einem Zeichentrickfilm.

»Ich gebe ihnen das komplette Set für achtzehn«, schlägt er vor und sieht Mama erwartungsvoll an.

Sie hält in der Bewegung inne und spitzt die Lippen. »Darf man die Tassen auch einzeln kaufen?«

»Einzeln?« Das Walross kratzt sich schockiert die Glatze. »Hm. Nun ja. Ein Kaffeeset mit nur drei Tassen wird niemand mehr haben wollen.«

In der Vitrine neben unserem Küchenfenster stehen dreiundzwanzig verschiedene Tassen, vier Milchkännchen und drei Zuckerdosen. Die meisten haben wir aus dem Urlaub mitgebracht – aus Portugal, Italien, Mexiko und Kroatien. Flohmärkte gibt überall auf der Welt, und auf jedem Flohmarkt gibt es altes Kaffeegeschirr. Mama liebt Geschirr *mit Geschichte*. Die Idee, aus Tassen zu trinken, die mal einer reichen Salondame, einem berühmten Maler oder einfach nur einer schrulligen alten Lateinlehrerin gehört haben, gefällt ihr. Zu jeder Tasse in unserer Vitrine gibt es eine eigene Erzählung, die sie sich in ihrem wunderbaren Hirn zusammengesponnen hat.

»Ich versteh einfach nicht, warum sich so viele dieses langweilige Möbelhaus-Geschirr kaufen«, sagte sie mal.

Mama hasst alles, was aus dem Möbelhaus kommt. In unserer Wohnung gibt es so gut wie nichts Neues. Wenn Mama Möbel kaufen will, treibt sie sich wochenlang im Internet rum, dort gibt es nämlich tausend schöne Einzelstücke »mit Geschichte«. Nie würde sie sich ein *Kallax*-Regal kaufen. Oder ein *Malm*-Bett. Oder einen *Hemnes*-Schreibtisch. In Mamas Augen ist Ikea eine der schrecklichsten Erfindungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Noch schrecklicher als Ikea-Geschirr, Ikea-Möbel, Ikea-Teppiche, Ikea-Pflanzen und Ikea-Bilder findet Mama das Essen bei Ikea.

»Bäh! Das schmeckt doch wie Pappkarton!«

Nur du und ich, wir sind trotzdem hingegangen. Heimlich. Weil wir die labbrigen Hotdogs dort so mochten. Dabei warst du der beste Koch, den ich kannte. Aber du hattest diese klitzekleine Schwäche für Ikea-Hotdogs.

»Irgendein Laster braucht jeder« meinstest du, und dass ich Mama nichts verraten soll.

Das Walross, das von Mamas Aversion gegen Möbelhäuser nichts weiß, legt die Stirn in Falten. Nachdenkpose, die klassische Verkaufsstrategie der Ungeübten. Mama sieht ihm ein paar Sekunden dabei zu, dann legt sie den Kopf schief und kräuselt ihre Sommersprossennase.

»Wissen Sie, ich mag es nicht, wenn jede Tasse gleich aussieht. Ich habe in meiner Vitrine lauter verschiedene Tassen. Dann kann ich mir jeden Morgen eine andere aussuchen, je nach Laune.«

Ihre Stimme ist süß wie Honigkuchen.

Der Verkäufer, der jetzt nicht mehr aussieht wie ein sonnenbadendes Walross, sondern einfach nur wie ein dicker Mann mit einem noch viel dickerem schlechten Gewissen, blickt ratlos auf das Vergissmeinnicht-Set.

»Hm. Na ja. Was wäre Ihnen die Tasse denn wert?«

»Zehn Euro?«, säuselt Mama.

Zehn Euro für eine gewöhnliche Omatasse mit blauen Blümchen und verblasstem Goldrand?! So viel bekommt er nie wieder dafür.

Der Verkäufer entlässt einen Seufzer und greift nach einem Stoß mit alten Zeitungen. »Also gut. Sie haben mich überredet.«

Mama strahlt ihn an.

»Danke!«

Dann kramt sie nach der Geldtasche und reicht ihm einen Zehneuroschein, wobei ihre Fingerspitzen die seinen leicht berühren.

Der Schnurrbart des Verkäufers zittert vor Glück. Und auch das Wolkenschaf am Himmel reißt sein Maul zu einem lauten Lachen auf und hüpfte vor Freude.

Ich grinse in mich hinein. »Danke«, flüstere ich ganz leise. *Danke, danke, danke!*

Wir gehen wieder weiter. Von Mamas linker Hand baumelt der Plastiksack mit der Tasse, ihr rechter Arm ruht auf meinen Schultern. Sanft graben sich ihre Fingernägel in meine Haut.

»Sollen wir uns was zum Essen holen?«

Zwei Minuten später stehen wir in der Schlange vor der Würstchenfrau. Warten, rücken vor, warten, nehmen das Pappschälchen entgegen, setzen uns auf eine der Bänke, teilen uns ein Paar Würstchen mit Senf und Ketchup (echte Frankfurter, keine Möbelhaus-Würstchen), beißen in unsere Semmeln und blinzeln gegen die

Sonne. Mama wischt sich die fettigen Finger an der Serviette ab, wickelt die Tasse aus dem Papier und dreht sie ein paar Mal. Dann lächelt sie zufrieden und packt sie wieder ein.

Ich denke an die letzte Tasse, die sie gefunden hat. Eine dicke, bauchige Kaffeeschale mit bunten Spiralen, auf irgendeinem Markt in Chioggia.

Damals waren wir noch zu dritt. Wir sind von Ort zu Ort gefahren, in einem klapprigen italienischen Mietwagen, den du von Venedig bis Rimini und wieder zurück gelenkt hast.

Wir werfen unseren Müll in den Eimer und lassen uns von den anderen Flohmarktbesuchern weiterräumen, an Kinderüberraschungs-Figuren, Babypuppen, einem riesigen Stoffelefanten und Kartons mit alten Schuhen vorbei. Neugierig lässt Mama ihren Blick nach links und rechts wandern, streichelt mit ihren Augen eine handbemalte Holzschatulle, einen kupfernen Teekessel und einen bunten Rock.

»Wart mal kurz«, sagt Mama und drückt mir die Plastiktasche mit der Tasse in die Hand. Dann presst sie ihren schlanken Körper zwischen einen Mann mit langem grauen Zopf und eine Frau mit hellblonden Stachelhaaren.

Ich kneife die Augen zusammen und blinzle gegen die Sonne. Auf dem Tisch stehen drei Kartons mit alten Vinylplatten. In meinem Bauch krampft sich alles zusammen.

Die Chance bei einem Plattenstand steht zwanzig zu achtzig. Nicht, dass ich mich mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen auskenne, aber ich wette, mein Bauchgefühl hat recht.

Der Typ mit dem Zopf zieht ein blaues Bob Dylan Album aus einem Karton und glotzt andächtig darauf. Dann holt er seine Brieftasche aus der Innenseite seiner Jeansjacke und zahlt mit einem Fünf-Euro-Schein.

Ich hole einen Kaugummi aus meiner Hosentasche, wickle ihn aus und stecke ihn in den Mund.

Zwanzig zu achtzig, das ist dasselbe wie zwei zu acht. Oder auch einfach nur eins zu vier. Bleiben noch immer fünfundsechzig Prozent Wahrscheinlichkeit, dass gar nichts passiert. Vielleicht findet Mama ja Sambamusik. Oder eine Klezmer-Band.

Der Typ mit dem grauen Zopf schlendert lächelnd an mir vorüber, das Dylan-Album unter den Arm geklemmt. Von vorne sieht er noch älter aus als von hinten, sein Haar ist dünn, sein Gesicht wie ein zerknautschter Polster um halb sieben Uhr morgens.

Das Schaf am Himmel bläht sich auf und frisst die Sonne.

Ich werfe das Kaugummipapier in den Mülleimer und schlüpfte in meinen Hoodie. Als ich wieder zu Mama sehe, steht sie allein vor den Kartons. Hastig klappt sie eine Platte nach der anderen von hinten nach vorn. Ist sie mit einem Karton fertig, rückt sie ein Stückchen weiter nach links und beginnt von neuem.

Zwei kleine Mädchen laufen an mir vorbei, eines von ihnen hat einem rosafarbenen Lillifée-Rucksack auf den Schultern.

Eine Frau im grünen Kleid läuft den beiden nach.

»Hey, ihr zwei! Nicht so schnell!«

Sie nimmt die Mädchen an den Händen und verschwindet mit ihnen in Richtung Parkplatz.

Mama steht reglos vor den Kartons. Das Cover, auf das sie starrt, ist das mit dem rothaarigen Mädchen am Klavier.

Ich zähle langsam bis sieben. Dann gehe ich los. Trete von hinten an Mama heran und tippe ihr mit dem Zeigefinger gegen das Schulterblatt. Sie dreht sich zu mir um, noch immer mit der Platte in der Hand. Das Lächeln, das sie mir zuwirft, schafft es nicht bis zu ihren Augen.

»Gehen wir?«, frage ich und versuche, so locker wie möglich zu klingen.

Mama schiebt die Platte zurück zwischen die anderen.

»Klar«, sagt sie. Ihre Stimme klingt wie hinter den Kehlkopf gepresst.

Und spätestens da weiß ich, dass ihre magentafarbenen Stiefel morgen wieder im Schrank stehen werden. Der Lack an ihren Fingernägeln wird abblättern und Mamas Lachen wird mit den Schminktüchern im Abfalleimer landen.

Der Köter kommt um die Ecke gerast und bremst vor meinen Beinen. Ein, zwei Sekunden lang glotzt er mich fragend an, dann stemmt er seine Hinterpfoten in den Kies und springt zurück an seinen angestammten Platz in meinem Magen, wo er sich seufzend einrollt und seinen Kopf auf die Vorderpfoten legt.

Die *Red Hot Chili Peppers* haben ihre Band 1983 gegründet.

1983 warst du gerade mal fünf Jahre alt. Mit fünf hast du noch nichts von deiner zukünftigen Lieblingsband gewusst, aber zehn Jahre später hattest du alle Platten von ihnen in deiner Sammlung. Das weiß ich, weil du es mir erzählt hast.

Vorhin habe ich die Rotkäppchen-Platte herausgezogen. So habe ich sie genannt, als ich noch klein war, weil das Mädchen am Klavier knallrote Haare hat.

Mama schläft. Ich sitze auf dem Lederdrehstuhl in deinem Arbeitszimmer und lerne. Die Lautstärke der Boxen (zwei riesige Dinger, die fast ein Drittel deines Raums einnehmen) habe ich nur so hoch gedreht, dass ich gerade mal den Text verstehen kann. Obwohl, wirklich viel verstehe ich sowieso nicht. Mein Englisch reicht noch nicht aus, um die Songs zu übersetzen.

Mama mag die *Red Hot Chili Peppers* nicht. In ihren Augen ist ihre Musik labbriger Mainstream – fast genauso schlimm wie Ikea-Hotdogs.

Warum sie sich vorhin trotzdem an den Plattenstand gestellt und nach einer Platte von ihnen gesucht hat?

Keine Ahnung. Vielleicht ist das einfach so, wenn jemand stirbt, der dir viel bedeutet hat. Plötzlich tust du Dinge, die keinen Sinn ergeben. Und eigentlich willst du ja auch gar nicht traurig sein. Eigentlich wünschst du dir nichts sehnlicher, als dass es dir endlich wieder besser geht, dass du in der Sonne spazieren und Spaß haben und das Leben ohne miese Gedanken genießen kannst. Aber wenn du es dann wirklich mal ein paar Stunden lang tust, fühlst du dich hinterher wie ein fieser Verräter. Ganz logisch also, dass Mama nach dem Triumph mit der Tasse nach etwas Ausschau halten musste, das sie an dich erinnert. Weil sie kann doch nicht einfach in ihre magentafarbenen Stiefel schlüpfen und Spaß haben, während die Liebe ihres Lebens zwei Meter unter dem Friedhofsgras in einem Sarg verrottet. Auch wenn du das nun schon ganze achtzehn Monate lang tust und wir ohnehin nichts daran ändern können.

Achtzehn Monate, das sind ziemlich genau ein Zehntel meines bisherigen Lebens. Vor zwei Wochen bin ich fünfzehn geworden. Fünfzehn mal zwölf sind hundertachtzig. Ich bin jetzt also ein Zehntel meines Lebens (und zwei Wochen) eine Halbwaise.

Nein. Stimmt nicht. Denn erstens bin ich keine Halbwaise, weil mein Vater ja noch lebt, und zweitens habe ich dich erst mit sechs kennengelernt. Bleiben gerade mal siebeneinhalb gemeinsame Jahre. Siebeneinhalb, das ist genau die Hälfte von fünfzehn.

Was ich mir noch ausgerechnet habe: Wenn ich doppelt so alt sein werde wie heute, wird die Zeit, die wir gemeinsam verbracht haben, nur noch ein Fünftel meines Lebens betragen. Je älter ich werde, desto kleiner wird dein Stück in meiner Lebenstorte.

Charlie sagt, die Zeit heilt zwar alle Wunden, aber Heilung bedeutet nicht, dass alles wieder so wird, wie es war. Je tiefer die Wunde, desto größer die Narbe, die zurückbleibt. Und manche Narben schmerzen eben auch. Vor allem, wenn man die Wunden nicht gut versorgt.

Charlie ist zwar keine gute Rechnerin, aber Charlie kennt sich mit der Trauer aus. Das muss sie auch, Charlie ist nämlich meine Trauerbegleiterin. Ja, auch so etwas gibt es. Hab ich vor achtzehn Monaten auch noch nicht gewusst.

Charlie ist im Übrigen die Einzige, der ich verraten habe, dass ich manchmal zu deiner Musik tanze. Nicht mal Selina weiß das. (Kannst du dir das vorstellen? Dass es Dinge gibt, die ich Selina nicht erzähle?)

Heute tanze ich nicht. Mache ich nie, wenn Mama da ist. Im Moment sitze ich an deinem Schreibtisch und lerne für den Bio-Test. Hinter den Fensterscheiben jagen Wolken über den Himmel, als hätten sie es eilig, von hier wegzukommen. Auf deinem Plattenteller dreht sich die B-Seite von *One Hot Minute* und trommelt mir das endoplasmatische Retikulum ins Hirn.

*Das endoplasmatische Retikulum ähnelt in seiner Struktur einem röhren- und netzartigem Labyrinth.*

Manchmal frage ich mich, wozu ich den ganzen Mist in mich hineinstopfe, obwohl ich das Gelernte fast genauso schnell wieder vergesse, wie ich das Mittagessen ausscheide.

»Weil nach jeder Mahlzeit ein paar Vitamine und Spurenelemente hängenbleiben, ohne die du nicht leben könntest«, würdest du sagen.

Eben. Calcium ist auch ein Spurenelement. Dass mein Körper das speichern kann, habe ich laut Bio-Buch dem endoplasmatischen Retikulum zu verdanken. Vielleicht sollte ich diesem Ding in meinem Körper also was zu tun geben und eine Banane essen. Bananen sind tolle Calciumlieferanten. Außerdem sind Bananen gut für die Seele. Behauptet zumindest Charlie.